



*Der Vulkan Sabancaya im Colca-Tal. Als Johanna Drach hier im März einige Tage verbrachte, gab es in Peru rund 60 Fälle von Covid-19. Heute sind es über 600'000.*

## Koordination und Programmentwicklung in Lateinamerika

Koordinatorin

Projekt-Nr. 400.1001

4. Rundbrief

September 2020

Johanna Drach

Peru

## Liebe Leserinnen und Leser

Am 16. März feierten wir den dritten Geburtstag unseres Sohnes, anders als geplant, zu Hause und ohne Fest in der Kita. Ein Geburtstag, den wir wohl nie vergessen werden: Seit diesem Tag befindet sich Peru im nationalen Ausnahmezustand, seit diesem Tag ist es nicht mehr möglich, nach Peru ein- oder auszureisen, die Grenzen sind geschlossen, der internationale Flugverkehr bis auf weiteres lahm gelegt. Seit diesem Tag ist alles anders.

Nur wenige Tage zuvor befanden wir uns noch in dem von unserem Wohnort Arequipa nahegelegenen Colca-Tal, ein paar Tage Auszeit, wandern, Kondore beobachten, die Stille und Magie der Anden geniessen. Es war eine trügerische Idylle; am Abend verfolgten wir besorgt die Entwicklungen in Europa und ahnten, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis das Virus sich auch in Peru verbreiten würde. Zu diesem Zeitpunkt gab es auf nationaler Ebene gerade mal rund 60 bestätigte Fälle, in Arequipa – einer Stadt mit rund einer Million Einwohnerinnen und Einwohnern – war es gerade mal einer.

Heute, ein halbes Jahr später, gehört Peru zu den am stärksten betroffenen Ländern Lateinamerikas und belegt mit über 600'000 Infizierten und über 28'000 bestätigten Todesfällen den zweiten Platz nach Brasilien. Es ist eine Tragödie, die wir uns in diesem Ausmass nie hätten vorstellen können.

Anders als Brasilien hat Peru sehr früh auf die Pandemie reagiert. Mit Beginn des nationalen Lockdowns gab es kaum bestätigte Fälle. Eine allgemeine Maskenpflicht galt und gilt sowohl auf der Strasse als auch in Geschäften, tägliche Ausgangssperren zogen sich von abends 18 Uhr bis 4 Uhr morgens, inklusive einer ganztägigen Ausgangssperre an Sonntagen. Auf die Strasse durfte und darf man unter strenger Bewachung des peruanischen Militärs nur zum Einkaufen, zur Bank, zur Apotheke oder in Notfällen, das Leben spielt sich seither zu Hause ab.

Doch trotz dieser strikten und frühen Massnahmen stiegen die Fallzahlen rasant an und mit den steigenden Fallzahlen wuchsen auch unsere Zweifel und Sorgen: Würde das Gesundheitssystem diesem Ansturm auf lange Sicht gewachsen sein? Wir hatten in der Vergangenheit schon einige Male die Bekanntschaft mit peruanischen Krankenhäusern gemacht und waren jedes Mal erleichtert gewesen, dass es noch einmal «gut» gegangen war. Die Bedingungen in den öffentlichen Krankenhäusern sind sehr schlecht. Oft ist lange gar kein Arzt oder keine Ärztin anwesend. Bevor man behandelt wird, wird man erst einmal zur Kasse gebeten, die Ausstattung besteht aus ausrangiert wirkendem Equipment. Hier möchte man sicher keine Nacht verbringen müssen, schon gar nicht mit Corona.

Heute, ein halbes Jahr später, ist das Gesundheitssystem kollabiert und Perus Bevölkerung ringt um jede Flasche Sauerstoff. Die hohe Nachfrage hat die Preise exorbitant in die Höhe getrieben, da es nur zwei Unternehmen gibt, welche 90 Prozent des Sauerstoffmarktes regulieren.

Bezogen auf die prekäre Gesundheitssituation und wegen unseres Sohnes, der in der Vergangenheit aus gesundheitlichen Gründen bereits auf Sauerstoff angewiesen war, war die Entscheidung, Peru möglichst zeitnah zu verlassen, schnell gefällt. Auch bereitete uns Sorgen, dass es möglicherweise angesichts der strikten staatlichen Massnahmen zu sozialen Unruhen kommen könnte, zu Plünderungen und Strassenschlachten zwischen Militär und Zivilbevölkerung, was die ohnehin schon schwierige Lebenssituation noch erheblich erschwert hätte.

Ein weiterer nicht unerheblicher Aspekt war die Fragestellung, ob wir uns und unserem Sohn den nicht enden wollenden Lockdown auf lange Sicht zumuten wollten. Heute, ein halbes Jahr später, befinden sich unsere Nachbarn in Arequipa, Bekannte und die anderen Kinder aus der Kita unseres Sohnes mitsamt ihren Familien immer noch im Lockdown. Es gibt Kinder, die haben seit März keinen Spielplatz mehr gesehen, nicht mehr auf der Strasse gespielt, kein «Queso helado» (Vanille-Zimt-Eis) mehr in der Sonne gegessen.



*Ein letzter Sonnenuntergang von unserer Dachterrasse aus in Arequipa.*

Unsere Ausreisevorbereitungen ähnelten einer Flucht. Von einem Tag auf den anderen haben wir unser gesamtes peruanisches Leben hinter uns lassen müssen. Da war das Bangen, ob wir es tatsächlich auf die Liste der Rückholaktion der deutschen Bundesregierung schaffen würden. Die Frage, was nehmen wir in den pro Person erlaubten 23 Kilogramm Gepäck mit? Was bleibt erst einmal da? Was packen wir vorsorglich in unsere fünf Aluminiumkisten für den Fall, dass wir nie wieder zurückkehren können? Von welchen Dingen müssten wir uns schweren Herzens trennen? Wem überlassen wir unsere Einrichtung, unsere Möbel unseren Kühlschrank, Herd, Waschmaschine etc., wenn wir nicht zurückkehren? Werden wir jemals zurückkommen? Wer schaut nach dem Rechten, solange wir weg sind? Wie sollen wir Schlüssel übergeben, wenn es nicht erlaubt ist, das Haus zu verlassen, keine Taxis und Busse mehr fahren und wir kein Auto haben (das man ohne Passierschein ohnehin nicht fahren darf)?

All diese Fragen und Dinge klärten wir innert einer Woche. Eine Woche voller Wehmut angesichts dieser traurigen Gegenwart, die sich da vor unserem Auge abspielte, eine Woche voller Grübeleien angesichts einer sehr ungewissen, absolut nicht planbaren Zukunft.

Dann ein kleiner Lichtblick: Der Anruf aus der deutschen Botschaft in Lima: «Sie sind auf der Liste der Rückholaktion der deutschen Bundesregierung eingetragen, bitte bestätigen Sie mir, ob Sie weiterhin mitfliegen möchten» – «Ja!» – Unser Bescheid kam vergleichsweise schnell, dank unseres Sohnes und meiner bei uns zu Besuch feststehenden Mutter. Beide wurden als «Risikogruppenangehörige» prioritär behandelt, sonst hätten wir wohl noch länger warten müssen. Am 4. April, nach drei Wochen Lockdown, ging unser Flug.

Nach mehr als 24 Stunden Reise, mit einem Flug von Arequipa nach Frankfurt mit Umstieg in Santiago de Chile, hatten wir es geschafft. Als unser Flugzeugvernarrender Sohn beim Ausstieg verärgert sagte, er möchte doch bitte gleich wieder zurückfliegen und nicht aussteigen, die neben uns sitzenden Passagiere schmunzelten und lachten, da wussten wir, wir haben die richtige Entscheidung getroffen – und wir werden eines Tages zurückkehren, allein schon deshalb, damit unser Sohn noch einmal Langstrecke fliegen darf.

## Coronavirus in Peru: Das Andenland im Würgegriff der Pandemie

Seit unserer abenteuerlichen Ausreise aus Peru ist viel Zeit vergangen, und während wir uns hier in Deutschland mehr oder weniger in Sicherheit wiegen, verfolgen wir die sich zuspitzende Lage in Peru mit grosser Besorgnis.

Immer mehr häufen sich die Fälle bei Mitarbeitenden in den Partnerorganisationen, Verwandten und Freunden unserer Mitarbeitenden, Zielgruppen und auch in unserem Wohnviertel in Arequipa. Wer es sich leisten kann, das Haus

nur für das Nötigste zu verlassen, kann sich glücklich schätzen; auf die grosse Mehrheit der Peruanerinnen und Peruaner trifft dies jedoch nicht zu. Rund 70 Prozent der Bevölkerung arbeiten im informellen Sektor, ohne soziale und rechtliche Absicherung und lebten auch schon vor Corona am Existenzminimum.



*Leere Regale im Supermarkt in Arequipa.*

So etwa bleibt den vielen Strassenverkäuferinnen und Strassenverkäufern Perus keine Wahl, sie müssen das Haus verlassen, um nicht zu verhungern. Da helfen auch die angekündigten staatlichen Hilfen nicht. Zum einen, weil sie bis heute zum grössten Teil nicht bei den (richtigen) Adressaten angekommen sind, zum anderen, weil gerade die Abgabeorte von Unterstützungsleistung sich als besonders grosse Infektionsherde erweisen. Da nur ein Bruchteil der Peruanerinnen und Peruaner ein Bankkonto besitzt, warten viele Menschen vor den Banken, in Schlangen, dicht gedrängt, stundenlang, um sich die Bonuszahlungen bar auszahlen zu lassen.

Neben der Informalität spielen auch prekäre Lebensbedingungen eine Rolle bei der rasanten Ausbreitung der Pandemie. Ob ich im wohlstuierten Stadtteil Miraflores in der Hauptstadt Lima im Lockdown festsitze oder in einer der vielen ärmlichen Behausungen auf den Wüstenbergen rund um und in Lima oder etwa im andinen Hochland, macht einen erheblichen Unterschied. Abstand und Hygieneregeln können unter diesen Bedingungen praktisch nicht eingehalten werden. Meist leben mehrere Familienmitglieder auf engem Raum – und das trifft auch auf viele Angehörige der Mittelschicht Perus zu, wie etwa unsere Nachbarn. Und wie soll man sich regelmässig die Hände waschen, wenn nur knapp die Hälfte aller Peruanerinnen und Peruaner überhaupt einen Wasseranschluss besitzt?

Immer wieder denke ich angesichts dieser desolaten Situation auch an unser ehemaliges Kindermädchen in Puno, mit der wir weiterhin im engen Austausch sind. Sie besitzt beispielsweise keinen Kühlschrank, kann also nicht einmal pro Woche einen Grosseinkauf tätigen, um möglichst viel Kontakt zu anderen Menschen zu vermeiden. Sie ist, wie fast die Hälfte ihrer Landsleute, gezwungen, fast täglich auf den Markt zu gehen, um sich und ihren Sohn mit dem Nötigsten zu



versorgen. Dabei gelten gerade auch die vielen Märkte Perus als Keimherde der Pandemie. Bei überfüllten Markthallen mit zum Teil grenzwertigen hygienischen Verhältnissen nützen auch Masken nicht mehr viel.

In meinem letzten Rundbrief schrieb ich von den vielen venezolanischen Flüchtlingen in Peru. Sie sind von den staatlichen Unterstützungen Perus ausgeschlossen und viele von ihnen kehren daher aktuell wieder nach Venezuela zurück.

Nun sind Millionen von Peruanerinnen und Peruanern selbst auf der Flucht. Die Pandemie hat enorme Binnenflüchtlingsbewegungen aus den Städten, insbesondere aus Lima, aufs Land ausgelöst. Viele Tagelöhnerinnen und Tagelöhner Limas, die nur temporär in der Grossstadt lebten, um mit ihren Einnahmen ihre Familien in der Provinz zu versorgen, können sich durch den Arbeitswegfall die Mieten in Lima schlichtweg nicht mehr leisten. Sie versuchen daher, trotz Ausgangssperren, über die Panamericana, welche sich die gesamte Küste Perus entlangzieht, zu Fuss in ihre Ursprungsgemeinden im andinen Hochland zurückzukehren. Dass sie sich dabei zudem einem hohen Infektionsrisiko aussetzen, ist nur eine der «unerwünschten Nebenwirkungen» ihrer Flucht.



Nicht nur, dass sie – da sie durch ihre Fluchtsituation Quarantänemassnahmen und Ausgangssperren nicht beachten können – oftmals der Gewalt des peruanischen Militärs unterliegen. Mindestens genauso schlimm ist: In ihren Ursprungsgemeinden sind die Rückkehrenden meist nicht mehr willkommen. Da die Angst vor einer möglichen Ansteckung von den Menschen aus der Stadt sehr gross ist, haben viele Dörfer sich verbarrikiert und lassen Fremde und Rückkehrerinnen und Rückkehrer nicht mehr eintreten.

*Nothilfemassnahme in Bolivien: Verteilung von Grundnahrungs- und Hygienemitteln.*

*Foto © Fundapim.*

Die Isolation vieler Dorfgemeinden hat wiederum andere fatale Folgen. Da so auch Lieferwege behindert werden, sind zahlreiche Gemeinden von Lebensmittelknappheit betroffen. Zwar können sich einige durch ihre eigenen landwirtschaftlichen Produkte zumindest grundversorgen, wie das etwa bei unseren Projekten im Bereich Landwirtschaft der Fall ist, dies wird aber über kurz oder lang zum Überleben kaum ausreichen.

Wie überall auf der Welt offenbart auch die Pandemie in Peru die sozialen/strukturellen Ungleichheiten. Der 80-jährige Muhammad Yunus, Wirtschaftswissenschaftler und Gründer der Mikrokredite vergebenden Grameen Bank, brachte es in einem Interview im Zeit-Magazin Anfang August auf den Punkt: «Armut wird nicht von armen Menschen geschaffen, sondern von dem System, das wir Menschen aufgebaut haben.»

In Peru zeigt sich, dass das System in vielerlei Hinsicht versagt und die Pandemie auf Dauer wohl nur durch einen Struktur-Systemwandel (Ausbau des Gesundheitswesens, Reichensteuer, Reformen im Arbeitswesen, dem sozialen Sicherungs- und Rentensystem etc.) in den Griff zu bekommen ist.

Momentan jedoch sieht die Zukunft Perus sehr düster aus. Nach legerer Öffnung, der Wiederaufnahme des nationalen Flug- und Busverkehrs, anschließend erneut rasant steigenden Fallzahlen, ist Peru in den meisten Provinzen wieder in den Lockdown zurückgekehrt. Wie lange hält das Andenland dem Würgegriff der Pandemie noch stand?

## Arbeiten im Homeoffice/Coronaexil

In den letzten Wochen wurde ich immer wieder gefragt, ob ich denn meine Arbeit genauso fortführen könne wie bisher. Ja, das kann ich. Trotz gewissen Einschränkungen und einigen Herausforderungen klappt es ganz gut. Zu schaffen macht mir eigentlich nur, dass ich keinen festen Arbeitsplatz mehr habe, kaum Rückzugsmöglichkeiten und Privatsphäre, teilen wir uns doch derzeit zu dritt knapp 30 Quadratmetern, wo wohnen, schlafen, essen und arbeiten zugleich stattfinden.

Verglichen mit den Lebensumständen in Peru ist es «jammern auf hohem Niveau», verglichen mit den Lebensumständen in Deutschland oder der Schweiz kann mir wohl niemand mehr Unflexibilität oder wenig Anpassungsvermögen vorwerfen, im Gegenteil, ich führe das Leben einer so genannten «digitalen Nomadin».

Wie die Mehrheit meiner Bekannten und Freunde in Deutschland, der Schweiz oder auch in Peru, führe ich meine Arbeit aus dem Homeoffice fort. Auch in Peru

könnte ich derzeit nicht anders arbeiten, da keine Reisen und somit auch keine Projekt- und Partnerbesuche möglich sind.

Die ersten Wochen nach meiner Ausreise waren in erster Linie von Zoom-Konferenzen mit den Partnern in Peru und Bolivien geprägt, in denen erst einmal der persönliche Austausch vorrangig war, mit Fragen nach der eigenen Befindlichkeit, nach den mit der Pandemie verbundenen Ängsten und Sorgen und auch nach möglichen Chancen zur Veränderung. Da uns die Pandemie und der damit verbundene plötzliche Lockdown von einem Tag auf den anderen überrascht hatten, bestand verständlicherweise ein enormer Redebedarf.

Schliesslich ging es in den Konferenzen darum, mit den Partnern zu überlegen, welche Anpassungen an die Projekte nun von Nöten waren. Alle Partner verpflichten sich, Jahrespläne zu erstellen, aus denen ersichtlich ist, welche Aktivitäten mit wem, wann genau, stattfinden sollen. Nun mussten wir genau überlegen, welche Aktivitäten überhaupt noch möglich waren, und wie ausfallende Aktivitäten ersetzt werden könnten.

Einige Partner planten, ihre Aktivitäten mit den Zielgruppen digital fortzuführen. Dies mag für die Projekte im Bildungsbereich zwar möglich sein, aber auch hier war schnell klar, dass die Mehrheit der Zielbevölkerung gar nicht über das nötige Equipment verfügt, um sich beispielsweise per Zoom oder Skype einem Workshop zum Thema gewaltfreie Kommunikation zuzuschalten. Jedes Projekt forderte dabei eine individuelle Lösung.

Bei den Projekten im Landwirtschaftsbereich stellte sich die Frage nach der digitalen Fortführung von Aktivitäten noch weniger, da es sich hier mehrheitlich um ganz konkrete, praktische Aktivitäten handelt, zum Beispiel die Vermittlung bestimmter landwirtschaftlicher Techniken wie die Herstellung von biologischem Dünger. Hier war und ist es erforderlich, dass die Zielgruppen weiter und selbstständig an der Bewirtschaftung ihrer Parzellen, Felder und Gemüsegärten arbeiten und bei Fragen gegebenenfalls per Telefon oder Whatsapp mit den Projektkoordinatorinnen und Projektkoordinatoren im Austausch stehen.

Die Mehrheit der Projekte im Landwirtschaftsbereich befindet sich in sehr abgelegenen Gemeinden. Diese sind zunehmend von Lebensmittelknappheit betroffen und verfügen nicht über ausreichende Hygieneschutzmittel. Deshalb war ich in den ersten Wochen nach Ausbruch der Pandemie stark in die Planung von Nothilfeaktivitäten eingebunden.

Mehrheitlich bestanden die Nothilfeaktivitäten bei unseren Partnerorganisationen aus der Verteilung von Grundnahrungs- und Hygieneschutzmitteln (Masken, Desinfektionsgel) für von der Pandemie besonders betroffene Personen.



Aber auch hier war es nicht mit dem simplen Vorhaben der Verteilung getan. So mussten unsere Partner zunächst abklären, wo sie insbesondere die Hygiene- schutzmittel zu einem noch vernünftigen Preis erwerben konnten, da zu diesem Zeitpunkt, wie auch in Europa, Hygienegels und Masken entweder ausverkauft oder nur zu horrenden Preisen erhältlich waren. Schliesslich musste geklärt werden, wie die Hilfsgüter bei Ausgangssperren in die Gemeinden transportiert werden, und zuletzt, wie sie möglichst konfliktfrei verteilt werden konnten. Auch musste abgeklärt werden, wer von den Zielgruppen möglicherweise bereits mit Hilfsgütern vom Staat unterstützt worden war.

Einige Partner verfolgten darüber hinaus weitere interessante Nothilfeansätze. Machaca Amawta etwa, eine unserer Partnerorganisationen im Bereich Landwirtschaft in Bolivien, integrierte eine Aufklärungskampagne zum Umgang und Verhalten mit Covid-19 per Radio. Isaias, eine unserer Partnerorganisationen im Bereich Bildung in Peru, budgetierte für die Zielgruppen jeweils ein Handygut- haben, um den (digitalen) Kontakt aufrechterhalten zu können. Emaus, ein wei- terer Bildungspartner in Peru, eine Institution mit langjähriger Erfahrung in der Beratung und Begleitung von Gewaltopfern, insbesondere Frauen, war es wich- tig, seinen Zielgruppen seelischen Beistand leisten zu können und sie therapeu- tisch zu begleiten.

## Wirkungsmessung per Zoom

Ende Mai hatte schliesslich auch ich die Gelegenheit, erstmals eine Schulung für unsere Partner über die Onlineplattform Zoom anzubieten.

Thema der Schulung war das Wirkungsmonitoring von so genannten Multipli- katorinnen und Multiplikatoren, also denjenigen Personen, die einmal Teil der Zielgruppen waren und nun im Idealfall unabhängig von unseren Projekten, die Aktivitäten/Inhalte/Ideen der Projekte in ihren/anderen Gemeinden fortführen.

Da die Arbeit der Multiplikatorinnen und Multiplikatoren eine der Komponen- ten ist, welche auf lange Sicht die Nachhaltigkeit unserer Projekte garantieren, ist es uns und den Partnern selbst ein grosses Anliegen, diesen Aspekt der Nach- haltigkeit genauer unter die Lupe zu nehmen.

In einem ersten Schritt ging es darum, zunächst einmal mit den Partnern zu klä- ren, welche Funktion und Rolle Multiplikatorinnen und Multiplikatoren in ihren Projekten einnehmen. Werden sie eher als Teil des Projektteams gesehen oder eher als Teil der Begünstigten? Wie genau funktioniert die Wissensvermitt- lung? «Vertikal/hierarchisch» (Fachmann-ProjektkoordinatorIn-MultiplikatörIn-Zielgruppe) oder «horizontal» (jede/r kann von jeder/m lernen)? Dabei stellte sich heraus, dass Multiplikationspersonen mehrheitlich als Vermittelnde, Motivationstrainerinnen und -trainer, als Personen, die Wissen kreieren,

als Beobachtende und Begleitpersonen, als Führungspersonen und Begünstigte zugleich wahrgenommen werden.



*Zoom Konferenz mit Partnern in Peru.*

Des Weiteren waren sich alle einig, dass Multiplikationspersonen nicht von Beginn an einfach existieren, sondern Resultat eines Lern- und Reifeprozesses sind. Dabei spielen so genannte «soft skills» meist eine bedeutsamere Rolle als das fachliche Wissen, zum Beispiel hier die Fähigkeit, andere zu motivieren, Empathie und pädagogisch-soziale Fähigkeiten. Denn schliesslich besteht eine Hauptaufgabe der Multiplikatorinnen und Multiplikatoren darin, die Zielgruppen für die Umsetzung der Projektidee in ihren Gemeinden zu begeistern und zu motivieren.

Es stellte sich ferner heraus, dass mehrheitlich alle Partner mit Multiplikationspersonen arbeiten, dass ihre Wirkung in den Gemeinden jedoch bisher noch kaum beobachtet wird und die Partner demnach noch kaum über Instrumente verfügen, um diese Wirkung zu messen.

Eine Idee war es daher, zunächst einmal mit den Partnern gemeinsam Kriterien hinsichtlich eines Rückmeldetools für die Aktivitäten/das Verhalten der Multiplikationspersonen zu überlegen. Jeder Partnerorganisation wurde am Ende jedoch selbst überlassen, welche Kriterien relevant sind und welche weniger, da die Projekte unterschiedliche Zielgruppen haben und in unterschiedlichen Kontexten wirken. So macht es einen Unterschied, ob ich beobachte, wie ein Multiplikator oder eine Multiplikatorin den Zielgruppen erklärt, wie ein Gewächshaus

gebaut wird oder wie er oder sie mit den Zielgruppen einen Workshop zum Thema Gender macht.

Die Erarbeitung eines Instrumentes zur Wirkungsmessung soll bis Ende dieses Jahres abgeschlossen sein.

### Wenn die einzige Gewissheit die Ungewissheit ist

Die Corona-Pandemie zeigt augenblicklich der ganzen Welt, dass wenig planbar ist. Viele sind durch die Pandemie in schreckliche Notlagen geraten, haben Angehörige, Freunde und/oder Bekannte verloren, für andere bedeutet schon das Wegfallen des geplanten Südseeurlaubes eine Katastrophe.

Auch uns persönlich hat die Pandemie getroffen, wir mussten einen Abenteuertraum aufgeben und sind nun herausgefordert, erneut Fuss zu fassen. Das strapaziert hin und wieder ganz schön die Nerven. Dennoch versuchen wir, nach vorne zu blicken, und wir sind zuversichtlich, das Richtige getan zu haben. Denn, wie sagte Steve Jobs, der Erfinder von Microsoft so schön: «Die Dinge, die du im Leben am meisten bereust, sind diejenigen, die du nicht gemacht hast.»

Mit lieben Grüßen  
Johanna Drach



*Kondor im Colca -Tal. In der andinen Welt gilt der Kondor als spiritueller Bote des Himmels, als Bindeglied zwischen irdischer und geistiger Welt.*

Spenden können gerne auf eines der folgenden Konten überwiesen werden  
 (für projektgebundene Spenden bitte Projektnummer 400.1001 angeben):  
 Mission 21, Missionsstrasse 21, Postfach 270, CH-4009 Basel  
 Schweiz: PostFinance, SWIFT POFICHBE, IBAN CH58 0900 0000 4072 6233 2  
 Deutschland: Sparkasse Lörrach-Rheinfelden,  
 SWIFT SKLODE66, IBAN DE39 6835 0048 0001 0323 33

Impressum	Mission 21 setzt Zeichen der Hoffnung für eine gerechtere Welt. Wir engagieren uns weltweit für die Friedensförderung, bessere Bildung, Gesundheit und gegen Armut, besonders für Frauen und Mädchen; und wir leisten Bildungsarbeit in der Schweiz. Wir sind tätig in langfristig angelegter Entwicklungszusammenarbeit sowie in Nothilfe und Wiederaufbau. Als internationales christliches Werk stehen wir in 20 Ländern in Afrika, Asien und Lateinamerika im Einsatz, gemeinsam mit unseren über 70 Partnerkirchen und Partnerorganisationen, in mehr als 100 Projekten.
Herausgeber: Mission 21, Missionsstrasse 21, Postfach 270, 4009 Basel, Schweiz Alle Bilder © Mission 21, sofern nicht anders erwähnt.	
Johanna Drach	
Vorläufige Adresse: Ripuarenstrasse 8 50679 Köln	
Deutschland	
E-Mail: johanna.drach@mission-21.org	